

Die Frau Gräfin.

Roman von Bruno Wagener.

(12. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Langsam zog sich Gisela von Brockdorff an. Das kalte Wasser tat ihr gut. Sie brauchte nicht lange Zeit. Sie hatte nur den einen Wunsch: fort von hier, so schnell wie möglich fort von hier.

Nun trat sie auf den Flur hinaus. Hinter einer der Türen hörte sie Stimmen — Tellerklappern und Gläserklirren, ein helles Lachen aus Frauenmund, und jetzt eine Stimme, die sie kannte. Sie trat rasch näher.

„Natürlich, meine allergnädigste Frau Cousine, zu dem Künstlerfest komme ich unbedingt — werde nicht verfehlen, in Berlin zu sein! Was meinen Sie — meine Frau? Ne, ne, da haben Sie keine Angst — die kommt nicht. Hat doch Trauer, wissen Sie. Aber darum brauche ich doch nicht auch Trübsal zu blasen. Also ich komme bestimmt. Noch ein Glas Sekt gefällig, verehrteste Cousine?“

Gisela von Brockdorff stand, ohne sich zu rühren. Das war ihr Mann. Und im Krankenhause lag auf seinem Sterbette ihr Vater. Die beiden Gedanken schossen ihr blitzschnell durch den Kopf.

Sie mußte, wo sie hingehörte. Mit jenem da drinnen hatte sie nichts gemein — nichts mehr, das sie verband.

Sie stöhnte auf. Doch, doch — ein Baud gab es ja noch, ihr Kind, ihr süßer Junge, der allein zu Hause saß in Peterswohde. Und bei dem Gedanken an das Kind wurde ihr so weich und wehe. Da hörte sie eine ernste Stimme neben sich.

„Meine liebe Frau Cousine, kommen Sie. Nicht da hinein. Hier sind Sie ganz ungehörig. Sie müssen sich ein wenig stärken, und dann, denke ich, werden Sie ins Krankenhaus fahren wollen. Ich werde Ihren Mann benachrichtigen, wenn Sie fertig sind.“

Mit einer leisen Bewegung hatte Henning sie an Arm gefaßt und in ein kleines, abseits gelegenes Zimmer geführt, in dem ein einfacher Frühstücksstisch gedeckt war. Er nötigte sie, zuzulangen, und sie gehorchte ihm schweigend. Ihr war, als sei er ein älterer Bruder, der für sie sorgte.

Als sie gerührt hatte, jagte er: „Ich habe einen Wagen holen lassen. Soll ich jetzt Eberhard benachrichtigen?“

Sie hob bittend die Hände. „Nein, nein, lassen Sie mich allein fahren. Ich brauche niemand — ich bin ja ganz allein auf der Welt.“

Er legte ihr den Mantel um, und als sie vor ihr stand, zum Fortgehen bereit, sagte er: „Gisela, Sie sind nicht allein und verlassen auf der Welt.“

Wenn Sie einmal nicht ein noch aus wissen, dann denken Sie daran, daß Sie hier einen Freund haben, der es wohl mit Ihnen meint.“

Sie reichte ihm die Hand. Es war beiden, als läge ein Geldbrot in dem Drucke. Dann ging sie, und er folgte ihr bis an den Wagen.

24. Kapitel.

Wilhelm Hartung war wieder in Berlin. In der Potsdamer Straße hatte er sich ein paar möblierte Zimmer gemietet. Es war ihm gelungen, einen Geschäftsteilhaber für ein großes Projekt zu gewinnen, das auf Terrainpekulationen hinauslief, die in der nordischen Hansestadt mit Hilfe von Berliner Geldgebern unternommen werden sollten. Am dieses

den er für sich begehrte, seit er Hermine wieder gesehen hatte.

Es war eine heiße, wilde Leidenschaft, die ihn erfüllte — ein selbstfüchtiges Begehren. Und in den Gedanken an die Schönheit des Weibes mischte sich bei ihm der abenteuerliche Traum, mit ihr sein Glück zu machen, um zu Reichtum und Wohlleben zu gelangen.

Unter Hartungs Einfluß hatte Hermine sich immer tiefer in einen Haß gegen ihren Mann hineingelebt. Ja, sie haßte ihn! Das sagte sie sich alle Tage, wenn sie allein zu Hause saß, und sie wiederholte es sich, wenn Henning ins Zimmer trat und sie mit einem Kuß begrüßen wollte. Dann wick sie ihn trotzig aus, und wenn er sie fragte, was ihr sei, zog sie ein höhnisches Gesicht.

Henning hatte versucht, sich mit ihr auszusprechen. Er hatte sie gefragt, ob sie sich über etwas zu beklagen habe — ob er ihr ungewollt wehe getan. Und er hatte sie an ihr junges Glück in den ersten Monaten erinnert. Sie hatte hell aufgelacht und war hinausgegangen.

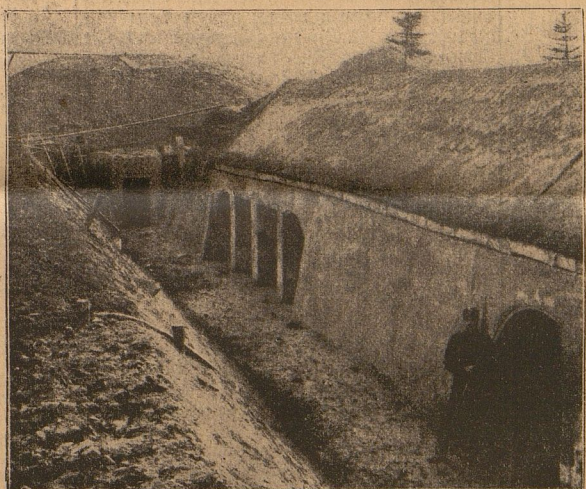
So lag ein dunkler Schatten über ihrer Ehe, und Henning war tief bedrückt. Nicht einmal seine Arbeit machte ihm Freude, und er mußte sich zu kleinen handwerksmäßigen Arbeiten zwingen, die wenigstens etwas Geld ins Haus brachten, während der „Fechter“ fast vollendet und doch fest ganz unbeachtet stand, da Henning nicht die Stimmung fand, sein Werk fortzusetzen.

Ja, Hermine haßte ihn. Ihr kam ihr ganzes Leben verpfändet vor. Was hatte sie nun davon, daß sie in Berlin war? Die Kreise, in denen sie hatte glänzen wollen, vergeschlossen sich ihr. Die ganze gräßliche Verwandtschaft hatte die Gastwirtsstochter abgelehnt. Zu keinem der Kreise in den vornehmen Kreisen, von denen sie in den Zeitungen las, hatte man sie eingeladen. Und sie wußte, daß Henning dort vor seiner Verheiratung ein regelmäßiger Gast gewesen war. Sie lebte wie eine kleine Spießbürgerfrau.

Wie sie sich herauschneite aus dieser Enge. Wie sie alle die Leute beneidete, die im Reichum lebten, auf Gummirädern fuhren und nie zu fragen brachten, ob ihre Mittel für ein Vergnügen reichten. D, sie war unglücklich. Und heimlich grübelte sie darüber nach, wie sie eine Aenderung in ihrem Schicksal herbeiführen könnte.

Nachts, wenn sie wach im Bett lag und neben sich die ruhigen Aenztzüge ihres Mannes hörte, war ihr schon der Wunsch gekommen, daß er nie wieder aufwachen möchte. Dann wäre sie frei gewesen. Dann hätte sie von neuem anfangen können. Und Hartung hätte ihr sicher geholfen, ihr Glück zu machen.

Sie hatte sich gequält mit diesen Gedanken, vor denen ihr selbst graute. Aber dann hatte sie sich



Schweizer Verteidigungswerke.

Fertiger Schützgraben mit einmündendem Verbindungsgang in einen Stützpunkt.

Projekt selbst zu betreiben, hatte er als notwendig dargestellt, daß er sich einige Zeit in der Reichshauptstadt aufhielt.

Das nötige Geld hatte er den zukünftigen Schwiegereltern herauszulocken gewünscht, denen er mit seinen großen Plänen imponierte. Wenn dieses Geschäft perfekt geworden wäre, war er ein gemachter Mann, und dann sollte gleich die pompöse Hochzeit sein.

Ihm war das Terrainprojekt nur ein Vorwand gewesen, um in Berlin sein zu können. Seit er das letzte Mal mit Hermine zusammen gewesen war, hatte ihm der Gedanke an sie keine Ruhe mehr gelassen. In wütender Eifersucht verzehrte er sich bei dem Gedanken an den Mann, der dieses schöne Weib sein eigen nennen durfte. Er quälte sich selbst mit der Vorstellung, wie ein anderer den Platz einnahm,

trozig gesagt, daß Hemming sie ja gar nicht liebt. Er war ihr ja längst untreu in seinen Gedanken. Er liebt ja die Baronin Gisela von Brockdorff. Das wußte sie ja ganz genau. Und wenn sie daran dachte, ballten sich ihre Fäuste in wilder Eifersucht.

Einnmal hatte sie in ihrer Wut mit der Faust nach ihm geschlagen, während er schlafend neben ihr lag. Als er aufgewacht war, hatte er sie mit vor Zorn entstelltem Gesicht im Weit sitzen sehen, und auf seine Frage, was ihr sei, hatte sie nur mit einem krampfhaften Schluchzen geantwortet und ihn von sich gestoßen, als er sie beruhigen wollte.

Sie hatte all ihr Leid Hartung geklagt. Er hatte ihr zugehört. Und als sie fertig war, hatte er zynisch gefragt: „Warum machst Du es nicht wie die anderen und schaffst Dir einen reichen Freund an?“

Und mit dem heiseren Tone, der seine Stimme verschleierte, wenn die Leidenschaft ihn durchbebt, fügte er hinzu: „Und wenn Dir das nicht genügt, wenn Du mehr willst — Du weißt, daß einer lebt, der nichts heißer verlangt als Dich — als Dich allein.“

Das Fest des Künstler-Vereins stand vor der Tür. Graf Brockdorff gehörte dem Vorstande an und hatte dadurch viel Arbeit. Er war oft des Nachmittags durch Sitzungen des Festausschusses in Anspruch genommen, denn es sollte eine große Sache werden. Ein Fest am Hofe des Maharadscha, hieß es auf dem Programm. Der Farbensplanz Indiens sollte heraufgezaubert werden mit all seiner bunten, malerischen Pracht.

Nach heute war Hemming nachmittags fortgegangen und hatte seiner Frau gesagt, es könnte etwas später werden als gewöhnlich, sie sollte mit dem Abendessen nicht auf ihn warten.

Sie überlegte, was sie nun in der Zeit anfangen sollte. Am besten war es, sie besuchte Olga Kulide, die sie zu dem Feste eingeladen hatte. Dann konnte man noch einmal die Kostümfrage erörtern.

Als Hermine gehen wollte, stieß sie auf Herrn von Nahden.

„Fertig zum Ausgehen, meine Gnädigste?“ begrüßte er sie. „Das trifft sich prächtig. Mein Fudergepäck hält vor der Tür. Das Wetter ist köstlich. Wohin wollen wir fahren?“

Sie zögerte. Wenn ihr Mann davon erfuhr, würde er ärgerlich sein, aber dann warf sie trotzig den Kopf in den Nacken, so daß Herr von Nahden sie erkaunt anjah.

„Nun gerade.“ sagte sie. Gleich darauf sah sie an der Seite des alten Herrn in dem leichten Wagen, und der schnelle Trab der ungarischen Renner klapperte tafelmäßig auf dem Pflaster.

Nun lagen die Straßen mit den hohen Mietshäusern hinter ihnen. Würziger Kiefernduft drang ihnen vom Grunewald entgegen. Die dunkelgrünen Baumkronen zeichnen sich scharf vom blaßblauen Himmel ab. Und auf den Stämmen leuchtete mit rötlichem Abglanz die Nachmittagsstonne.

Hermine sah, in die weiche Felldecke geküßt, in der Wagenede, und ein harter Zug prägte sich auf ihrem Gesicht aus. Herr von Nahden bemerkte es und fragte sie: „Nun, meine liebe, schöne Frau — Sie sehen so ernst aus?“

Sie antwortete unwirlich: „Für was mich jetzt wohl die Leute halten?“

Er sah sie verbutzt an. „Vielleicht für meine Frau.“

Sie ärgerte sich. Für seine Frau würde sie niemand halten. Vielleicht für seine Tochter — vielleicht auch für seine Geliebte. Aber sie sagte das nicht.

Eine Weile schwieg sie. Dann seufzte sie. „Ich wollte, ich könnte mir auch Wagen und Pferde halten.“

Er fragte so obenhin: „Soll ich Ihnen das Gespann schenken?“

Sie richtete sich auf und sah ihn überrascht an. Dann sank sie wieder in die Kissen zurück. „Das ist ja nicht Ihr Ernst.“

„Wer sagt Ihnen dies? Fragt sich nur: was bekomme ich dafür von Ihnen?“

Sie blickte ihn von der Seite an. Seine Augen waren mit der Eier eines Raubvogels auf sie gerichtet. Sie schauerte ordentlich davor zurück. Und doch reizte es sie unwiderstehlich, zu fragen: „Was haben Sie sich denn gedacht, was ich Ihnen dafür geben soll?“

Er rückte dichters an sie heran. „Wissen Sie das nicht, Hermine?“

Sie schüttelte den Kopf. Da flüsterte er ihr mit vor Erregung zitternder Stimme ins Ohr: „Ihre Jugend, Ihre Schönheit, Hermine! Sagen Sie, was Sie von mir wollen, Sie sollen alles bekommen, ich bin reich. Ich kann mit meinem Gelde machen, was ich will. Und Sie sind jung und schön und lechzen nach dem Leben. Sie haben, was mir fehlt, und ich habe, was Sie brauchen. Wollen wir tauschen, Hermine?“

Sie hatte sich ganz in die Ecke gedrückt. So hatte er nie zu ihr zu sprechen gewagt. Ihr wurde ängstlich zumute. Und plötzlich fiel ihr ihr Mann ein.

„Wenn mein Mann das hörte.“ sagte sie laut. „Sie werden es ihm vermutlich verraten.“ antwortete er dreist.

Sie erwiderte nichts. Nach einer Weile fing er wieder an: „Sie sollten es sich doch überlegen, Hermine.“

Sie waren wieder zwischen den Säulern von Berlin. Das unheimliche, beängstigende Gefühl, das Hermine da draußen, wo sie allein waren, empfunden hatte, wich, als sie die fahlen Gaslaternen und die hellen Schaufenster sah.

„Kommen Sie zum Künstlerfest, Herr von Nahden?“ fragte sie.

Er nickte. „Ich habe ein wundervolles Kostüm, Hermine.“ sagte er, „ein echtes Bajaderenkostüm, das ich von meiner großen Reise mitgebracht habe. Soll ich es Ihnen schenken? Sie können es auf dem Feste tragen.“

„Und es ist schön?“ fragte sie interessiert.

„Sie sollen es sich ansehen!“

„Ehe Hermine ein Wort erwidern konnte, war der Wagen in die offene Pforte eines großen Gartens am Tiergarten eingebogen und hielt jetzt vor dem abseits der Straße gelegenen Hause.“

„Hier wohne ich.“ sagte Herr von Nahden. Hermine erschrak.

„Was soll das?“ fragte sie zornig.

Aber schon war ein Diener herangeritten und hatte Herrn von Nahden beim Absteigen vom Wagen geholfen. Was sollte sie machen? Sie schämte sich vor den Bedienten und stieg aus.

„Das ist abheuchlich von Ihnen!“ stieß sie hervor, als Herr von Nahden sie ins Haus führte.

„Fürchten Sie sich vor mir?“ gab er ruhig zurück. „Ich bin ein Kavallerist, von dem eine Dame nichts zu befürchten hat.“

Nun standen sie im Wohnzimmer. Hermine sah sich überrascht um, als das elektrische Licht, durch mattgelbe Schleiher gedämpft, aufleuchtete. Der Fuß glitt über dicke, weiche Teppiche. Mächtige Tiger- und Pantherreliefs lagen auf dem Boden. An den Wänden hingen große Gemälde, die in den Farben des jenseitigen Orients strahlten, mit blauem Himmel und Sonnenglanz, mit Palmen und Tempeln. Und wohin ihr Auge blickte, sah sie kostbare Maritäten — Bierköpfe und Geweihe, Waffen und Gewänder, Bronzestatuen und Holzschmuckereien.

„Gefällt es Ihnen hier?“ fragte Herr von Nahden und öffnete die Tür zu einem Nebenraum.

Sie trat staunend über die Schwelle, auch hier die Pracht des Orients — ein Zimmer aus einem Harem, mit plätscherndem Brunnens — mit bunten Papageien in blanten Käfigen — und ein süßer Wehrauchduft, der die Luft erfüllte.

„Hier unten habe ich meine Reiseerinnerungen.“ sagte Herr von Nahden. „Ich habe die halbe Welt bereist, und alles, was Sie hier sehen, habe ich selbst mitgebracht.“

Dann schritt er ihr voran, die Treppe hinauf ins obere Stockwerk, das modern eingerichtet war, mit einem feiner, gediegenen Geschmack.

„Eine Junggefellenswohnung.“ warf er leicht hin. „Ihr war bekommen in den prächtigen Räumen und an der Seite des Mannes, der vorhin so seltsame Neben geführt hatte.“

„Ich muß fort.“ jagte sie bestimmt. Aber er schlug auf ein Gong, daß es mit weidem, metallischem Klang durchs Haus hallte.

„Den Tee.“ befahl er, als der Diener kam. Und nun saßen sie heineinander, und er bediente sie.

Sie traute sich nicht zu sprechen. Sie sah ihn nur von der Seite an. Wie alt und häßlich er war, trotzdem er sich jugendlich und elegant kleidete und sich Mühe gab, jung zu erscheinen. Und doch interessierte er sie.

„Hier sollten Sie Königin sein.“ jagte er.

Sie hatte dasselbe gerade gedacht. Sie verglich im stillen all den Luxus dieses reichen Hauses mit der Einfachheit ihrer eigenen Verhältnisse. Aber sie schwieg.

Hermine,“ fing er wieder an. „Sie brauchen nur zu wollen.“

„Ich will nicht.“ jagte sie hart. „Was denken Sie sich eigentlich von mir, daß Sie mich hierher schleppen, ohne mich zu fragen. Ich bin eine anständige Frau.“

„Sie sind nicht glücklich, Hermine.“ Sie war hastig aufgestanden.

„Ich gebe jetzt.“ jagte sie und griff nach dem Jackett, das auf einem Stuhle neben ihr lag. Er half ihr schweigend, es anzuziehen. Aber plötzlich fiel ihr etwas ein.

„Und das Bajaderen-Kostüm?“ fragte sie. Es zuckte instinktiv in seinem Gesicht. „Kommen Sie. Sie sollen es sehen!“

Sie folgte ihm die Treppe hinab in das türkische Zimmer. Er öffnete eine Truhe.

Hermine stieß einen Schrei des Entzückens aus, als sie die Pracht der bunten indischen Schleiher und Schals erblickte, die er achlos auf den Boden warf.

Nun kniete sie neben der Truhe und wühlte eifrig in all den weichen, duftigen Stoffen, und jetzt hatte er gefunden, was er suchte, und breitete es auf einem Divan aus.

„Wie ist das schön!“ jagte Hermine, atemlos vor Aufregung. Sie hielt das Täschchen aus dunkelrotem, kostbarem Sammet in den Händen und staunte die feine Goldstickerei an und die reichen Spitzen, die wie Spinnweben zart sich darüber breiteten. Dann griff sie nach dem Rockuch, das aus schimmernder dünner Seide, grün mit goldenen Blumen und Bienen und Schmetterlingen bestand.

„Wenn man nur wüßte, wie das angelegt wird.“ jagte sie kopfschüttelnd. Er erklärte es ihr. Es würde zweimal um den Leib geschlagen, daß es bis zu den Füßen hinabwalle und sich eng an Körper und Glieder schmiegte. Und um die Taille legte man den goldenen Gürtel aus zierlichster Silbergranarbeit, den er ihr jetzt reichte. Und an die Hüfte streifte man die roten Sammetstübe mit Goldbesatz, und dazu legte man den Schmauch an, die klirrenden Ketten um Hals und Brust, und das Stirnband, von dem goldene Münzen auf die Wangen herabhängten — und die Schlangen um Arme und Fußgelenke. Und ins Haar die Blumen aus bunten Vogelfedern.

In sprachlosem Entzücken stand Hermine. „Ob es mir passen würde?“ stammelte sie ganz erregt. „Die es trug, war eine stolze Schönheit — eines Königs Tochter. Und sie tanzte im Tempel zu Gott Buddhas Ehren vor ihrem Vater und den Radjabs. Ihre Glieder waren braun, und ihr Auge glühte wie die Sonne. Und wenn sie tanzte, ging ein Schauer über die Männer — so schön war sie. Und eines Tages fand man sie im Walde mit einem Dolch im Herzen. Man sagte, sie hätte einen Weissen geliebt, und dafür hätte sie die Nache eines jungen Radjabs getroffen, der sie zum Weibe begehrt hatte.“

Er schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort: „Zu diesem Gewand sah ich sie tanzen am

Abend vor ihrem Tode. Der Mond leuchtete, und die Rosensblumen düfteten. Wir waren allein auf der Waldwiese im großen Tempelpark. Und sie tanzte unter den Palmen und auf dem Blumen-teppich. Am nächsten Morgen war sie tot."

Er war in Nachsinnen versunken. Hermine aber sah ihn sehr an. War das arme Weib gestorben, weil sie diesen Mann geliebt hatte? Sie traute sich nicht, ihn zu fragen. Und aus seinem Grübeln empor und fragte sie: „Wollen Sie das Gewand anlegen? Sie werden wundervoll darin aussehen.“

Er schloß schon eine Tür auf, die ein kleines Gemach abgrenzte. „Dort sind Sie ungestört, ich warte hier.“

Sie sah sich allein in dem Raum, der behaglich mit weichen Polstern zum Aufkleidezimmer eingerichtet war. Vor ihr lag das Bajaderenkleid. Sollte sie es wirklich anziehen? Was mußte Herr von Nahden von ihr denken?

Aber wie sie die kostbaren Stoffe durch ihre Finger gleiten ließ, wurde die Lust immer stärker in ihr. Sie prüfte den Niesel, der das Zimmer abschloß. Sie sah sich um. Nein, hier war sie sicher. Und rasch begann sie sich zu entkleiden.

Nun war sie fertig. Es hatte Mühe genug gemacht. Aber nun sah es, und sie stand vor dem hohen Wandspiegel und legte den Goldschmuck an. Wie fremdbartig sie ausah. Und wie sich der Kopf an ihre Körperformen schmiegte und in seiner grünen Seidenwracht schillerte! Ihre nackten Arme und der weiße Hals leuchteten wie Perlmutter.

Ob es nicht schöner gewesen, wenn ihre Haut leicht gebräunt wäre? Das hätte wohl mehr zu dem bunten Gewande gepaßt.

Sie hob die Arme und drehte sich hin und her vor dem Spiegel, mit leichtem Wiegen des Körpers, und lachte dem Bilde zu, das ihr entgegenstrahlte. Sie hatte ganz vergessen, wo sie war, so betrauerte sie sich an der eigenen Schönheit. Da klopfte es leise an der Tür.

„Hermine,“ hörte sie Herrn von Nahden sagen, „wie lange wollen Sie mich noch warten lassen?“

Die Seide raffelte, als sie zur Tür eilte, um den Niesel zurückzudieben. Da fiel ihr Blick noch einmal halb über die Schulter zurück in den Spiegel, und auf einmal erschrak sie. In ihre Wangen stieg eine helle Röte. Die Hand sank vom Niesel herab.

Ihr war, als ob sie sich nackt im Spiegel sähe, so eng schmiegte die dünne Seide sich um ihre Glieder. Jede leiseste Bewegung war sichtbar. Sie starrte ihr Bild an. O, so schön! Und draußen stand ein Mann und wartete auf ihren Anblick.

Altvord flog der Goldschmuck zu Boden. Ein Stück nach dem anderen fiel hinab. So hatte sie zum Künstlerstücke gehen wollen? War sie denn toll gewesen? Und hastig griff sie zu ihren eigenen Kleidern.

Herr von Nahden stand vor der Tür. Wo blieb dieses Weib, nach dem er sich verzehnte in der letzten Leidenschaft seines Alters?

Sie sollte sagen, was sie begehrte, alles sollte sie haben, nur sein sollte sie werden! Mit ihm gehen, wohin er sie giefel. Nur ihm gehören! Seine Finger zitterten vor nervöser Unruhe, und die Arme waren ihm schwach vom langen Stehen.

Wo blieb Hermine?

Da ging die Tür auf, und sie stand vor ihm — in eng anschließendem Jackett, den Hut auf dem goldigen Haar — die Handschuhe halb angekreift. Er sah sie ganz enttäuscht an.

„Hermine, was soll das? Sie wollten doch das Bajaderengewand anprobieren.“

Sie reichte ihm flüchtig die Hand hin.

„Es ist zu spät geworden, Herr von Nahden. Ich kam mit dem Kostüm nicht zustande. Und jetzt muß ich schnell gehen, sonst kommt mein Mann eher nach Hause als ich.“

Damit war sie schon an ihm vorüber. Gleich darauf trat sie auf die Straße und ging eifrig an

den Gärten entlang, bis sie eine Droschke traf, die sie anrief, um nach Hause zu fahren.

25. Kapitel.

Als Hermine am nächsten Morgen ins Frühstückszimmer trat, fiel ihr die ernste Miene auf, mit der Henning sie begrüßte. Er blieb ruhig sitzen, während er ihr sonst immer entgegen kam. In der Hand hielt er ein Schreiben mit einem großen Siegel.

Sie sagte flüchtig „Guten Morgen“ und setzte sich ihm gegenüber.

Er hatte ihren Gruß erwidert; aber es klang anders als sonst, und jetzt sagte er: „Weißt Du, was ich hier habe, Hermine?“

Er reichte ihr das Papier.

„Ich begreife die ganze Sache nicht. Es ist eine Klageaufstellung. Eine Firma, die ich gar nicht kenne, fordert neunhundert Mark von mir für Porzellan, Kristall und Silberjachen. Neunhundert Mark! Wir haben das doch nie gekauft; und wenn wir etwas gekauft haben, so haben wir es auch bezahlt. Weißt Du etwas davon?“

Die Klageschrift sank ihr aus der Hand. „Es ist empörend, wegen einer solchen Bagatelle gleich zu klagen!“ sagte sie.

Er sah erstaunt auf.

„Du weißt um die Sache. In der Klage steht, wir seien zweimal gemahnt worden, ohne zu zahlen. Ist denn das wahr, Hermine?“

Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Ihr schloß nur der Gedanke durch den Kopf, was werden sollte, wenn nun auch die anderen kämen, denen sie Geld schuldig war.

Henning war aufgestanden und zu ihr getreten.

„Hermine,“ sagte er und legte den Arm um ihre Schulter, „Hermine, was ist das für eine Geschichte? Ich fürchte, Du hast da eine große Dummheit gemacht. Aber nun mußt Du mir alles sagen, nicht wahr, mein Lieb?“

Sie schüttelte unwillig die Hand von ihrer Schulter ab.

„Na ja, es ist wahr. Wir sind den Leuten neunhundert Mark schuldig. Was willst Du denn? Vom Wirtschaftsgelbe habe ich das doch nicht bezahlen können.“

Sie schenkte sich Kaffee ein und strich sich ein Bröckchen, als gehe sie die Sache nichts weiter an. Henning ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Hermine,“ fing er dann von neuem an. „Du hastest mir damals gesagt — Du weißt, als wir unsere erste Gesellschaft gaben — Deine Mutter hätte Dir Geld zu Anschaffungen geschickt. Es war mir aber sehr unlieb.“

Sie war aufgesprungen und sah ihn mit zornigen Augen an.

„Und Du warst so dumm und hast es geglaubt. Als ob wir mit dem bißchen Geld auskommen könnten! Wie die ärmsten Leute müßten wir leben, wenn wir das wollten. Aber ich will mich nicht einschränken. Ich will nicht meine Kleider von der Schneiderin im Hause machen lassen und mir die Hüte selbst garnieren. Dazu habe ich nicht einen Grafen geheiratet. Ich könnte ganz etwas anderes sein, wenn ich mich nicht mit Dir verpömpert hätte.“

„Hermine,“ unterbrach er sie, „Du weißt nicht, was Du redest! Du hast doch alles, was Du brauchst. Und wir haben uns doch nicht um Geld und Gut geheiratet, sondern weil wir uns lieb hatten.“

Sie zuckte die Achseln. „Das ist lange her! Man wird erst durch Schaden klug — leider zu spät.“

„Durch Schaden klug? Ich verstehe Dich nicht.“

Sie lachte schnipplich.

„Dann laß es bleiben. Ihr Männer versteht immer nicht, wenn Eure Eitelkeit in Frage kommt.“

Er war ans Fenster gegangen und sah hinaus. Er mußte erst mit sich selbst ins Reine kommen, ehe er ihr darauf antworten konnte.

Endlich sagte er: „Wir wollen später weiter davon reden, jetzt ist die Hauptfrage, daß wir die Leute bezahlen, denen wir Geld schuldig sind. Ich will zur Bank gehen. Wir müssen den Betrag vom Kapital nehmen.“

„Zur Bank?“ wiederholte sie erschreckt. Ihr fiel es ein, daß dann das Gespräch auf den Wechsel kommen würde. Sie zitterte vor innerer Angst. Wenn er das erfähre, würde es etwas Furchtbares geben. Sie hatte ihren Mann nie im Zorn gesehen. Aber jetzt hatte sie Angst vor ihm. Er stand dicht vor ihr.

„Und nun Hermine, mußt Du mir einß ver-sprechen. Wir wollen nie wieder Schulden machen. Hörst Du, Hermine, nie wieder!“

Er hielt ihr die Rechte hin. Aber sie schlug nicht ein.

„Drohkopf!“ jagte er lächelnd und versuchte ihre Hand zu fassen. Aber sie entwand sich ihm und eilte in ihr Zimmer.

Alle Ueberlegung war ihr entschwinden. Wenn es nun schon einmal so weit war, so konnte er auch mehr wissen. Sie zog den Kasten ihres Schreibtisches auf, in dem die unbezahlten Rechnungen und die Mahnbriefe lagen, und warf sie ihm vor die Füße.

„Da — da — da!“ rief sie, während die Zettel umherflogen. Sieh zu, wie Du das bezahlst! Aber gib mir meine Freiheit wieder. Ich will fort von hier. Ich halte es nicht mehr aus.“

Und als er sie bei den Händen nehmen wollte, da schrie sie ihm laut ins Gesicht: „Ich hasse Dich! Ich hasse Dich! Und wenn Du mich nicht gehen läßt, so sollst Du sehen, was passiert.“

Nachlos sah er ihr nach. Er hörte, wie sie die Schlafzimmertür zuzuschloß und den Schlüssel umdrehte. Er begriff das alles nicht, und mechanisch beugte er sich nieder und sammelte die Rechnungen auf, die am Boden verstreut lagen.

Hermine hatte hinter der verschlossenen Tür geklopft. Jetzt zog Henning auf dem Flur den Ueberzieher an. Und nun ging er.

Sie wußte, daß sein erster Gang zur Bank sein würde. Dann kam auch die Wechselgeschichte ans Tageslicht. Reich hatte sie sich fertig gemacht, und nun sah sie in einer Droschke, nachdem sie dem Kutcher Hartungs Adresse angegeben hatte.

Vor einem großen Mietsbause der Potsdamer Straße hielt der Wagen. Sie mußte drei Treppen steigen. Jetzt war sie am Ziel. In einer Tür sah sie Hartungs Wirtentarte mit Reihnägeln befestigt. Sie klingelte.

Er öffnete selbst. Sie drängte sich an ihm vorbei in die Wohnung hinein, weil sie Leute auf der Treppe hörte und nicht gesehen werden wollte.

Sie sah sich in seinem Wohnzimmer um. Wie das hier alles unordentlich aussieht! Sie mußte unwillkürlich mit Nahdens Junggesellenheim vergleichen, aber sie hielt sich nicht lange damit auf.

In fliegender Hast erzählte sie, was heute früh geschehen war.

„Und nun?“ fragte Hartung.

„Und nun?“ wiederholte sie. „Was wird er sagen, wenn sie ihm auf der Bank den Wechsel zeigen?“

„Darum mache ich mir keine Kopfschmerzen,“ sagte er kalt. „Er wird Dir eine Szene machen, vielleicht auch mir auf die Arde rücken. Das ist alles. Er muß den Wechsel anerkennen, weil Dein Name darauf steht.“

Sie unterbrach ihn ungeduldig.

„Aber was wird aus mir? Ich bleibe nicht bei ihm! Ich habe ihm gesagt, daß ich fort will!“

„Nach Hauie — in den „Deanderbaum“?“ fragte er trocken.

Ihr war das Weinen nahe. Er sah es und fragte weiter mit schlecht verhehltem Spott:

„Oder zu mir? Wie gefällt es Dir hier? Fein — was?“

Sie stand wütend auf.

(Fortsetzung folgt.)

Geschwister.

Roman von Martin Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Baron Veltlingen war tot. Möglicherweise und unerwartet war er abgerufen worden aus diesem Leben, das er sich leicht zu machen verstanden hatte. Sorglos hatte er in den Tag hinein gelebt, das Gute genossen, wo irgend es sich bot, das Schlechte einfach als nicht vorhanden betrachtend. Er war tief durchdrungen von seinem Wert und seiner Stellung in der Welt, und der Glaube hatte sich bei ihm festgesetzt, daß das Schicksal ihm gegenüber zu gewissen Rücksichten verpflichtet sei. Die paar Schwierigkeiten, die sich auch bei ihm hin und wieder einmal einstellten und bemerkbar machten, mußten sich wieder beseitigen lassen. War er denn nicht Joachim Veltlingen, der schöne Adim früher genannt, beliebt als Kamerad, gesucht als Gesellschafter, bewundert von den Damen, deren Herzen ihm zuzugewandt wie die Blüten dem Licht. Er selbst war im Grunde eine kühle, wenig sinnliche Natur, aber als er sich wirklich einmal verliebte, wurde es dafür auch gleich bitterer Ernst bei ihm. Dabei hatte Eugenie von Werner nichts in die Waagschale zu werfen als ihre persönlichen Vorzüge. Den Adel hatte erst ihr Großvater für seine Verdienste auf industriell Gebiet bekommen, aber das beträchtliche Vermögen, das er sich erworben hatte, war seinen Kindern so ziemlich wieder durch die Finger geglitten. Eugenie lebte im Hause von Verwandten, spielte eine ziemlich bescheidene Rolle darin und hatte halb und halb die Absicht, sich der Kunst zu widmen — sie hatte eine sich in bescheidenen Grenzen haltende musikalische Begabung und eine recht hübsche Singstimme — vorausgesetzt, daß es ihr nicht auf andere Weise gelang, ihr Lebensschicksal in einen sicheren Hafen zu lenken.

Eugenie hatte ein hübsches Gesicht und war groß und gut gewachsen, war aber durchaus keine hervorragende Schönheit, und es war verwunderlich, daß sie auf den anspruchsvollen Baron Veltlingen einen erquicklich tiefen Eindruck machte. — Was niemand für möglich hielt, geschah; es geschah zu Eugenie's eigenem Erstaunen: der hübsche, glänzende Reiteroffizier warb um sie, Verlobung und Heirat folgten einander auf dem Fuße. Joachim Veltlingen bereute seinen raschen Entschluß auch niemals. Er fühlte sich an der Seite seiner erwählten Gefährtin durchaus behaglich, und man mußte auch Eugenie Gerechtigkeit widerfahren lassen und anerkennen, daß es sehr viel unangenehmere Gattinnen geben konnte. Eugenie war heilfroh, daß ihr die Künstlerinnenlaufbahn erspart blieb. Der berühmte göttliche Funke hatte es gewaltig eilig mit dem Verglimmen, und sie war dem Manne aufrichtig dankbar und ergeben, der sie von all den unanziehlichen Kämpfen und Enttäuschungen bewahrt hatte. Sie war keine Kämpfernatur, ihr sowohl wie ihrem Gatten galt behaglicher Lebensgenuss als Höchstes. Was er für gut befand, erfreute sich zumeist auch ihrer Billigung, teils aus Bequemlichkeit, teils aber auch aus wirklicher innerer Uebereinstimmung. — Als er es satt hatte, den bunten Rock noch länger zu tragen, seinen Abschied nahm, um sich selber der Bewirtschaftung seines Grundbesitzes zu widmen, lobte sie diesen Entschluß und freute sich darauf, die Landbesitzerin mit Grazie und Anmut zu spielen. Sie richteten sich auf Gut Wirben, das, ohne Majorat zu sein, seit uralten Zeiten einem Veltlingen gehört hatte, außerordentlich gut ein, fanden einen angemessenen Verkehrskreis und ein befriedigendes Feld für ihre beiderseitige Tätigkeit.

Baron Veltlingen entdeckte in sich einen großen Beruf zum Landwirt und ging mit Feuereifer daran, alle Weisheit, die er aus Büchern mühsam genug zusammenbuchstabiert, ins Praktische umzusetzen, Neuerungen einzuführen und alles über den Haufen zu werfen, was durch jahrzehntelangen Gebrauch bewährt und gewissermaßen geheiligt war. Das war vielleicht lehrreich und

jedenfalls unterhaltend, leider aber auch unpraktisch und sehr kostspielig, und nach einer Reihe von Jahren begann der ehemals so sicher gestellte Besitzstand bedenklich zu wanken. Auch der Hausstand verschlang Unsummen. Die Aenderungen, die der Baron auf wirtschaftlichem Gebiete anstrebte, führte Baronin Eugenie ihrerseits in Haus und Garten, im ganzen Lebenszirkel ein. „Man muß mit seiner Zeit gehen!“ — Das war so ein Schlagwort, in dem sich die beiden Ehegatten in vollster Uebereinstimmung fanden. —

Das Wohnhaus, ein schmuckloser, wenn auch behaglicher alter Kasten, wurde schloßartig erweitert und ausgebaut und mit allem Luxus der Neuzeit ausgestattet. Baronin Eugenie hatte einen guten Geschmack, aber sie erwiderte ihn gewissermaßen erst, da es ihr vergönnt war, ihn zu betätigen.

Nach hintereinander wurden drei Kinder geboren, ein Knabe und zwei Mädchen, alle drei waren sich sehr ähnlich, blond und rosig, gesund und kräftig. Dann gab es eine fünfjährige Pause, bevor es noch einem Mädchen beliebte, seinen Einzug in diese Welt zu halten, einem Mädchen, das ganz aus der Art geschlagen war. Ein kleines, feingliedriges Geschöpf, guckte es aus ernsten, dunkelgrauen Augen um sich herum, sprach wenig und lächelte noch seltener. Die Kleine hatte ein mageres, etwas gelblich blaßes Gesicht, und die älteren Geschwister in ihrer ungelunden Kraft wußten mit dem kleinen scheuen Ding nichts anzufangen. Sie erwarfen ihr Vorhandensein eher störend als angenehm, und die Freundlichkeiten, die sie der Kleinen gelegentlich erwiesen, hatten stets ein wenig von Herablassung an sich. Die Kleine ward nie genannt. Eigentlich trug sie den volltönenden Namen „Elisabeth“, aber für den Hausgebrauch war nichts als die winzige Silbe „Lie“ davon übriggeblieben, während die älteren Geschwister, Adalbert, Sortenje und Alexandra, den Vollbesitz ihrer anspruchsvollen Namen behalten hatten. — Ein Heer von Bonnen, Erzieherinnen und Hauslehrern bevölkerte nach und nach das Haus. Schließlich kam Adalbert auf die Ritterakademie, um von dort aus nach herzlich schlecht bestandenerm Abiturium an etlichen Universitäten herumzuwandern. Der Militärdienst sagte ihm nicht zu, und da nun einmal das Vorurteil bestand, daß junge Männer sich für einen Beruf entscheiden müssen, so beidloß Adalbert, etliche Semester hindurch Jura zu studieren. Vielleicht machte er ein abschließendes Examen, wahrscheinlich war, daß er es nicht tat. Einen praktischen Zweck hatte es für ihn, den dereinstigen Besitzer von Wirben, ohnedies nicht.

Als Sortenje und Alexandra den häuslichen Erzieherinnen so ziemlich entwachsen waren, holten sie sich den letzten Schliff in teuren ausländischen Pensionaten. Sie hatten nun tadellose Manieren, konnten eine oberflächliche Unterhaltung nicht nur in ihrer Muttersprache, sondern auch auf französisch oder englisch führen. Sortenje, die die nette Begabung der Mutter geerbt hatte, betätigte sich auf musikalischem Gebiet, wobei sie es nur an Fleiß und Ausdauer fehlen ließ, während Alexandra mit Nisiel und Farben hantierte. Sie malte niedliche kleine Stillleben, ja, sie veruchte sich sogar gelegentlich, und nicht ganz ohne Glück, im Landschaftlichen.

Ernst war es keiner von ihnen mit diesen Beschäftigungen. Ihre kleinen Talente bedeuteten ihnen nicht mehr als eine kleine Unterhaltung. Sie waren wohlgezogen, von vornehmer Geburt, jung, hübsch und gesund. Sie sahen den Weg, der sie durchs Leben führen würde, klar vor sich: Sie würden sich angemessen verheiraten, das war ihr einziger Lebenszweck. Also taten sie, was unzählige Mädchen in ihren Verhältnissen zu tun pflegen, sie warteten auf die Freier, die sich einstellen mußten, war der richtige Zeitpunkt gekommen.

Aber dieser Zeitpunkt zögerte sich merkwürdig hinaus.

Sortenje hatte ihren vierundzwanzigsten Geburtstag hinter sich, Alexandra war nur um knappe anderthalb Jahre jünger, und die schlanken wohlgepflegten Hände der beiden zeigten noch keinen bindenden Reif. Nicht, daß sie besonders wünschenswert gewesen wären, aber es stellten sich überhaupt keine Freier ein, wenigstens keine, die in Betracht kommen konnten.

Der kleine Infanterieleutnant — hieß er Schulze oder Schmidt? — der arm wie eine Kirchenmaus war, ward auf die höflichste Form der Welt vom Vater mit einem zierlich geflochtenen Korbe heimgeschickt; Sortenje hatte nur ein spätkühles Lächeln für ihn. Als sich aber in der Kreisstadt ein junger Arzt niederließ, der sehr geneigt schien, sich in Alexandras schöne Augen zu vergaffen, da ward beizeiten ein Kiegel vorgehoben, man erstickte das auflockernde kleine Flämmchen gleich im Keime.

Doktor Nieburg war ein hübscher, stattlicher Mann, jung und schneidig, mit einem famosen Schmiß auf der linken Wade. Alexandras Herz hatte wirklich etwas lebhafter zu pochen begonnen, ganz schmerzlos war es für sie nicht abgegangen, als sie sich auf sich selber besah.

Eine Baroness Veltlingen als Gattin eines Arztes in Neustadt, noch dazu eines blutigen Anfängers, der auf Patienten wartete, wie die Juden auf den Messias. Es war absurd, einfach unmöglich, und Alexandra rechte ihre städtische Gestalt noch höher als sonst und zeigte ihrem Verehrer einen Hochmut, der verletzend und abfällend zu gleicher Zeit wirkte.

Doktor Nieburg verstand, und wenige Monate später verheiratete er sich mit der einzigen Tochter des Apothekers, die blind und toll in ihn verliebt war und als das reichste Mädchen im Städtchen galt.

Alexandra hatte kein Wort darüber verloren, nur ein wenig blaß war sie geworden, und die gedrückte Anzeile von der vollzogenen Verbindung hatte sie an sich genommen, als habe sie nur ihr gegolten, um sie in hundert kleine und allerfeinste Stüchchen zu zerreißen und den Winden preiszugeben.

Seitdem waren Jahre vergangen, und die standesgemäßen Freier blieben immer noch aus. Sortenje fing an, ein wenig läppig zu werden, und Alexandras Lächeln war nicht mehr so weich und lieblich wie früher. Es war auch im Hause nicht mehr alles so behaglich, wie es sonst gemein war. Der Papa begann sein lautes, tönendes Lachen zu verlieren, dafür nistete sich mitunter eine Sorgenfalte auf seiner Stirn ein. Der tägliche Postenlauf brachte oft Unregungen für ihn, die keineswegs angenehmer Natur zu sein schienen, und die Redensart von dem „Gehen mit der Zeit“ ward durch andere abgelöst, in denen das Wort Sparbarkeit eine große Rolle spielte.

Man nahm das für eine Wunderlichkeit des Hausherrn und beunruhigte sich nicht allzu sehr. Das heranabende Alter machte sich eben bemerkbar, Baron Joachim war kein Jüngling mehr, und Sortenje hatte irgendwo gelesen, daß im Alter die meisten Menschen Sonderbarkeiten anzunehmen pflegen. Sortenje las viel, wenn auch ohne rechten Nutzen, aber zuweilen blieb doch etwas von dem Gelesenen in ihrem Gedächtnis haften, und sie zog gelegentlich eine Augenweidung daraus.

Papa ward wunderbar, weil er anfang alt zu werden, damit fand man sich absehend ab und ging zur Tagesordnung über, die darin bestand, daß jeder seine Stunden auf die Weise ausfüllte, die ihm persönlich am angenehmsten war.

So etwas wie Zwang gab es im Veltlingenschen Hause nicht. Mit dem Worte Arbeit verbanden die Damen keinen rechten Begriff. Arbeit war nur für die minder bevorzugte Menschenklasse vorhanden. Damen von der Lebensstellung der Baronessen Veltlingen arbeiteten nicht, die suchten sich, wenn es hoch kam, allenfalls eine selbstständig standesgemäße Beschäftigung, um leere Stunden damit auszufüllen.

Anders geartet war nur Lie, sie sah man niemals müßig. Ihre kleinen, mageren, bräunlichen Hände waren stets in Tätigkeit. Sie war nun auch sechzehn Jahre alt, und wenn auch klein und wenig entwickelt für ihr Alter, so war sie doch im Grunde der Gouvernante entwachsen, die mit zäher Ausdauer auf ihrem Plage verblieb, weil ihr das behagliche Leben in Schloß Wirben wohlgefiel, und weil sie niemand gehen ließ.

Eigentlich hätte Lie nun auch in eines der feuern, vornehmen Pensionate geschickt werden müssen, denen ihre Schwestern die letzte Vollendung ihrer Erziehung verdankten, aber wenn Mama sich dessen erinnerte und das Gespräch darauf brachte, so wehrte Papa nur mit einer ungeduldigen Handbewegung ab, und Mama war in den letzten Jahren dick und bequem geworden, sie ließ es dabei bewenden.

So blieb Lie im Hause, und wenn die Unterrichtsstunden bei Fräulein vorüber waren, war es Lie überlassen, ganz nach eigenem Ermessen über sich und ihre Zeit zu verfügen. Lie war viel zu unscheinbar, um besonders beachtet zu werden, um so mehr, da sie niemals bemüht war, sich irgendwie zur Geltung zu bringen.

Lie hatte ihren sechzehnten Geburtstag gefeiert, hatte sich angemessen über die verschiedenen Geschenke gefreut, deren keines ihr einen Herzenswunsch erfüllte, und war nur warm geworden, als Papa, der sonst herzlich wenig Notiz von ihr nahm, in einem Anfall väterlicher Zärtlichkeit sie in die Arme schloß und so heftig drückte, daß es ihr fast Schmerzen verursachte.

Aber Lie schrie nicht, sie hielt tapfer aus, ein warmes, wohlthuendes Gefühl erfüllte ihr das kleine Herz. Sie hätte für den Papa in diesem Augenblick mit Wonne sterben können, sie fühlte eine Welt von guten Vorarbeiten und meinte Kräfte in sich erwachen zu fühlen.

Papa liebte sie! — Sie hatte von nun an nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, ihm zu zeigen, daß sie mit allen Taktikern ihres Herzens an ihm hing. Von heute an sollte ihr Leben anders werden. Es war, als sei in ihrem Innern ein Damm gebrochen, und ein frischer Quell war ihm entsprungen, dessen fröhlichem Plätschern sie mit Entzücken lauschte.

Ja, anders würde alles, ganz anders, wenn auch freilich nicht in dem Sinne, wie sich's Lie erträumt hatte — arme, kleine Lie! Der Tod ist etwas Schreckliches! Er ist unfahbar grauig für den, dem er das raubt, was für ihn den Inhalt des Lebens bedeutet.

Lie war wie vor den Kopf geschlagen. Zu ungeheuerlich war es, daß der Papa, dessen Liebe sie sich eben erst wie eines köstlichen Schatzes bewußt geworden, für immer von ihr gegangen war, ohne ein einziges Wort des Abschiedes, des Trostes für sie. Die Wohlthat der Tränen, die bei Mama und den Schwestern in überreicher Menge flossen, kannte sie nicht, ihre Augen blieben trocken, und das kurze Schluchzen, das zuweilen ihren zarten Körper erbeben machte, hatte nichts Erlösendes an sich.

Baron Joachim Veltkinger hatte einen leichten Tod gehabt, kampflos war er in das unbekannte Land hinübergewandert, das für uns das Land der Verheißung sein soll. Er sah aus wie in seinen besten Tagen. Die paar Zeichen, die die letzten Jahre seinen Zügen eingegraben hatten, waren verschwunden, und um seine Lippen spielte das sorglose Lächeln, das dereinst kein unzerrenlicher Begleiter gewesen war und ihm so viele Freunde gewonnen hatte.

Lie sah den Toten lange schweigend an, mit brennenden, trofenden Augen. Ihr Gesicht schien noch kleiner geworden, die Lippen preßten sich fest aufeinander, und die Mundwinkel bogen sich abwärts. Sie sah rührend und beweglich aus, nur daß niemand einen Blick dafür hatte, denn alle anderen hatten mit sich und ihrem vermeintlichen Schmerz genug zu tun. So verfrüchte sie sich schon in einen Winkel, aus dem sie nur dann zum Vorschein kam, wenn ausdrücklich nach ihr verlangt wurde, was nicht eben oft der Fall war.

Das war eine prunkvolle Trauerfeier, eine vielköpfige, glänzende Versammlung. Noch einmal war der weite Kreis von Freunden und Bekannten des Entschlafenen vollzählig versammelt, dieser Kreis, der in den letzten Jahren allmählich immer kleiner geworden war, ehe daß die Veltkingens in ihrem vornehm lässigen Dahinleben es bemerkt hatten.

Noch einmal war das Haus voll geworden, zum Brechen voll, dann ward es einsam, zum Fürchten still und einsam um die Hinterbliebenen. Freilich, sie hatten ja einander, sie entbehrten auch nicht des männlichen Schützers und Beraters, hatten sie nicht ihren Sohn und Bruder?

hütete er sich, das merken zu lassen, denn auf äußere Haltung gab er viel.

Aber diese äußere Haltung, die so gut zu seiner ganzen Erscheinung paßte, kam doch bedenklich ins Wanken, als er endlich wirklich in seines Vaters Zimmer vor dessen Schreibtisch saß und in den hinterlassenen Schriftstücken und Dokumenten kramte.

Da Adalbert darauf bestanden hatte, wohnten Mama und die beiden älteren Schwestern diesem wichtigen Akte bei. Lie, die Kleine, das Kind, kam noch nicht in Betracht, ihr war es demnach gestattet, eigene Wege zu gehen.

Die drei Damen hatten sich um den runden Sofatisch gruppiert — sie sahen schön und stattlich aus. Auch die Baronin, der das tiefe Schwarz der Trauerkleidung ein wenig von der reifen Ueberfülle ihrer Formen hinwegtäuschte. Das erste Entsetzen, das sich ein plötzlicher Todesfall im engen Familienkreise hervorzurufen pflegt, war überwunden, die Tränenströme etwas verstiegt, und während sie Adalbert ungestört seiner Tätigkeit überließen, führten sie in gedämpftem Tone eine Unterhaltung, die unwichtige häusliche Vorkommnisse, Toilettenangelegenheiten und ähnliche Nichtigkeiten betraf.

Sortense hatte eben mit ihrer angenehmen, aber schleppenden Stimme die Bemerkung gemacht, daß es in diesem Jahre sehr früh herbstlich werde und daß man deshalb wohl daran täte, in ein oder ein paar Zimmern das Seizen zu bestellen, als Adalbert so heftig von seinem Stuhle aufsprang, daß dieser in weitem Schwunge zu Boden stürzte, was ein krachendes Geräusch verursachte. Die Baronin fuhr mit einem kleinen Schrei zusammen und legte die Fingerringe an beide Ohren. Sie war gar nicht nervös, liebte es aber, dafür zu gelten. Die beiden Schwestern hoben die Köpfe und warfen dem Bruder sehr mißbilligende Blicke zu.

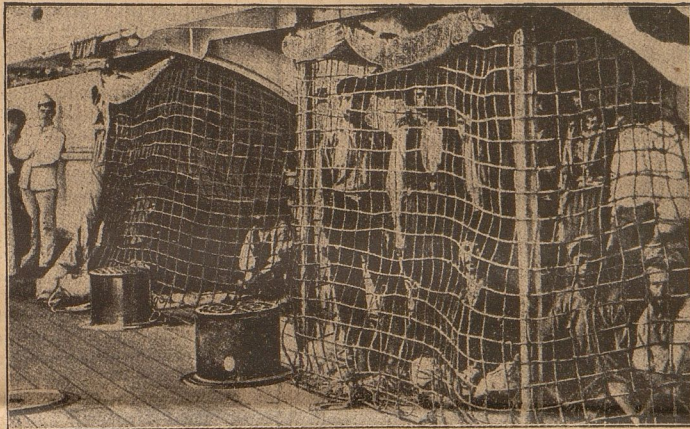
Adalbert Veltkinger fochten weder die Nerven der Mutter noch die Mißbilligung seiner schönen Schwestern an. Was galt das dem Geistesgenossen über, das aus dem Haufen loser Papiere, die in regellosem Wirwar auf der Schreibtischplatte lagen, vor ihm aufstieg, ihn mit höhnischer Teufelsfrage angrinzte und ihm die dünnen Arme entgegenbreitete?

Er rannte mit mächtigen, weit ausgreifenden Schritten im Zimmer hin und her, hatte einen feuerroten Kopf und mißhandelte mit der Linken das sonst so sorgsam gepflegte Schnurbärtchen. Er war erschüttert ganz aus dem Häuschen, und da man das seiner ganzen Veranlagung nach an ihm gar nicht kannte, blieb es auf die Zuschauer nicht ohne Wirkung.

Die weißen Finger der Baronin sanken von den Ohren hernieder und falteten sich unterhalb der üppigen Büste leicht ineinander, in den hellen, blauen Augen wandelte sich der sanfte Vorwurf in eine bange Frage:

„Adalbert, was hast Du nur? Ich verstehe Dich nicht.“ Die Stimme der Dame war sanft und klagend. „Du, sonst so maßvoll ruhig, mein schöner, stolzer, vornehmer Sohn!“

Ein grelles, unkönes Lachen des Sohnes unterbrach sie, es schnitt ihr fast das Wort vom Munde ab. „Du wirst mich schon verstehen lernen, hier und hier und da“ — er war mit zwei Schritten am Schreibtisch und raffte mit beiden Händen von den losen Papieren zusammen, was sie fassen konnten — „da, lies, verliese Dich in diese angenehme Lektüre. Ihr beiden auch, da und da.“



Käfige auf dem Deck eines Hilfskreuzers der englischen Dardanellenflotte.

Die türkischen Gefangenen sind hier wie wilde Tiere eingesperrt und der Beschickung ausgehelt. Unser Bild ist die Wiedergabe einer photographischen Aufnahme aus der englischen Zeitschrift „The Illustrated War News“. In dem Begleittext wird gesagt, daß diese Gefangenen mit der üblichen Humanität behandelt würden, die auf der britischen Flotte unterschiedslos gegenüber ihren Feinden sich entfalte. Wie ganz grundverschieden sind doch die Menschlichkeitsbegriffe der deutschen „Barbaren“ von denen der englischen „Gentlemen“.

Adalbert Veltkinger, ein blonder Hüne, war eine prachtvolle Erscheinung, noch hübscher und stattlicher als Sortense und Alexandra. Er wußte das auch, er kannte seine Vorzüge, und so pflegte zumeist ein eitles, selbstgefälliges Lächeln seine Lippen zu umspielen, das der stolze, gepflegte Schnurbart nur zum Teil verdeckte. In den ersten Tagen der Trauer verschwand es allerdings, um einen durchaus angebrachten Ausdruck stiller Wehmut Platz zu machen.

Uebrigens betrauerte er das plötzliche Hinscheiden seines Vaters wirklich. Baron Joachim war stets ein guter, nachsichtiger Vater gewesen, und ihm graute ein wenig davor, daß es nun an ihm sei, die Last der Gerechtigkeit auf sich zu nehmen, sich um die Gutsverhältnisse und den Vermögensstand zu kümmern. Mutter sowohl wie die Schwestern setzten es als selbstverständlich voraus, und das war es ja ganz gewiß auch.

Er war über 25 Jahre alt, und er war der einzige Sohn, es war an ihm, die Sache in die Hand zu nehmen. Er würde es auch tun, gewiß, es war seine Pflicht, es war selbstverständlich, nur sollten sie ihm Zeit lassen, sich an der neu geschehenen Situation zurechtzufinden. Er war eine schwerfällige Natur, und etwas Ungewohntes, Neues machte ihn leicht ein wenig kopfschüttelnd. Freilich

Er warf den Mädchen die Blätter auf nicht eben sehr höfliche Weise zu, dann trat er an ein Fenster, lehnte dem Zimmer den Rücken zu, steckte die Hände in die Hosentaschen und presste die Lippen fest aufeinander. Es war die Haltung eines trotzigem Schulbuben, den ein böses Unwetter jäh aus allen seinen erträumten Himmeln gerissen hat. Baronin Eugenie machte eine Bewegung, die Papiere unwillig zur Seite zu schieben und mündliche Aufklärung zu heischen. Aber Adalberts Haltung verriet, daß er nicht gewillt war, sich herbeizulassen. Er ballte die Hände in den Taschen zu Fäusten, presste die Stirn gegen die Fensterscheiben, und in den Augen sammelten sich langsam bittere Tropfen, um so bitterer, je heißer er bemüht war, diese unmännliche Schwächeanwandlung zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Einnahme von Przemysl.

Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Augenzeugen berichten über den Hergang bei der Einnahme von Przemysl u. a. wie folgt:

In Przemysl war der Befehl des Oberbefehlshabers Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch eingetroffen, daß die Besatzung die Festung bis zum Aussterben zu verteidigen habe, und in welchem das Eintreffen bedeutender Kräfte zur Verstärkung der Besatzung angekündigt wurde. Das so dicht am Feinde liegende 10. Korps hielt die Besatzung nunmehr ständig in Atem. Mittlerweile vollzog sich die Einschließung der Festung im Süden und bald auch im Norden.

Gegen Ende Mai kam allgemach die schwere Artillerie der Verbündeten heran, deren Vormarsch durch die Zerstörung aller Brücken beträchtlich verzögert worden war. Kaum waren beim 10. Korps einige schwere Batterien eingetroffen, als das Bombardement, insbesondere gegen die haribedrückte Front Pralkowce begann. Als sich dessen Wirkung zeigte, setzte die Infanterie zum Sturm an und nahm das Werk am Abend des 29. Mai. Als Pralkowce fiel, wurde die gesamte Reserveartillerie der Festung und alles Geschütz, das an den anderen Fronten entbehrlich war, herangezogen und zur Abwehr in Tätigkeit gesetzt. Bald ergoß sich ein dichter Hagel von Geschossen auf Pralkowce, so daß ein Verbleiben in dem Werke unmöglich war. Die Infanterie mußte zurückgezogen werden, setzte sich aber wieder in den höheren Stellungen vor den Hindernissen fest und bereitete den Versuch der

Russen, das Werk wieder zu nehmen. So blieb die Wunde, die in den Zeitungsgürtel geschlagen worden war, offen, und die Russen mußten Massen ihrer Artillerie stets bereit halten, um jeden Versuch eines neuerlichen Einbruchs wirksam bekämpfen zu können.

Inzwischen war auch vor der Nordfront, wo die bayerische Division, Generalleutnant Kneußl verstärkt mit etwas preussischer Garde und einem preussischen Infanterie-Regiment sowie mit dem Fußbataillon einer Sondeb-Kavalleriedivision nach dem Siege bei Radymno den Raum bis zum San abjoch, schwere Artillerie eingetroffen und begann am 30. mittags die Beschließung des Abschnitts zwischen Ustowice und Dankowice, in dem sich die Werke 10 (Ustowice), 10a, 11a, 11 (Dankowice) nebst etlichen Zwischenwerken befanden.

Vom zwerghaften Gebirgsgechütz bis zum 42er Knieen traten hier alle Kaliber der österreichisch-ungarischen und deutschen Artillerie in Tätigkeit. Mit unheimlicher Genauigkeit und Wirkung bearbeiteten die Feuereschünde den Abschnitt, namentlich aber die Werke 10a, 11a und 11. Die Arbeit wurde wesentlich dadurch gefördert, daß die Russen nur verhältnismäßig wenig Artillerie entgegenstellen konnten, war doch das Gros an der Südwestfront durch das 10. Korps gebunden. Uebrigens hielten die Russen den Angriff gegen den stärksten Teil des Gürtels für eine Demonstration, die nur die Aufmerksamkeit von der Südwestfront ablenken sollte. Die Befestigungen, namentlich die Hinderniszone, waren so stark, daß die Beschließung am 31. fortgesetzt werden mußte. Doch hatte sich die Infanterie während der Nacht nahe an die Stellungen herangearbeitet. Am Mittag des 31. trat eine Feuerpause ein.

Ein preussischer Unteroffizier schlich sich aus der Deckung gegen 11a vor, um die Wirkung des Bombardements zu erkunden. Er fand mehrere Breschen in den Hindernissen und merkte beim Vorgehen, daß die Schießscharten der Werke unbesetzt waren. Nach eilte er mit mehreren herbeigewinkten Soldaten vor und erkletterte die Brustwehr. Die Russen waren während der furchterlichen Beschließung aus den Werken in rückwärtige Stellungen zurückgegangen. Als die Feuerpause eintrat, eilten sie in ihre Stellungen zurück. Schon aber hatte der Unteroffizier mit seinen wenigen Leuten die Brustwehr erklettert.

Vor den drohend angeschlagenen Gewehren stützten die Russen, einzelne warfen die Waffen weg und hoben die Hände hoch. Mittlerweile hatten aber auch die nächsten Kompagnien das Vorgehen der kleinen Gruppe bemerkt und stürmten herbei. Im Nu waren die Stellungen voller Angreifer, die der russischen Gegenwehr in kurzem heftigen Kampf ein rasches Ende bereiteten. 10a und 11a waren nebst Zwischenwerken genommen. An der Erstürmung der zwischen 11a und 10a gelegenen Infanteriestellungen beteiligten sich Honvedhufaren zu Fuß. Vom Standpunkt des Gruppenkommandanten sah es aus, als ob dort der Rückzug angetreten werde, da plötzlich aus den Stellungen zurückgehende Schwarmlinien sichtbar wurden. Bald stellte es sich aber heraus, daß es waffenlose Gefangene waren. Nun zog 11 (Dankowice), obgleich es in bestem Verteidigungsstande war und am wenigsten gelitten hatte, die weiße Fahne auf. Jetzt wandten sich die Sieger rechts und links, um den Gürtel aufzuzwollen. Die Russen sahen aber endlich doch, daß hier die größte Gefahr drohe. Reservern eilten herzu. Sie konnten zwar den Schaden nicht mehr beheben, bereiteten aber in wütendem Gegenangriff ein Vorgehen gegen die Straßensperre bei Dankowice. Bald kam auch ein Gegenstoß in Richtung 10a und 11a, der nach heißem Kampf unter Mitwirkung der die Infanterie mit bewunderungswürdigem Verständnis unterstützenden Artillerie abgewiesen wurde. Diese schweren Kämpfe füllten den 1. Juni aus. Am Abend aber wurde die Straßensperre genommen.

Auch auf dem westlichen Flügel war die Infanterie an das Werk 10 gekommen. Das Werk 11a hatte ihr Vordringen durch Kanonenfeuer zu stören versucht, war aber von der schweren Artillerie sogleich derart mit Bomben belegt worden, daß es rasch zum Schweigen gebracht wurde. Das Werk 10 war aber so stark, daß die Infanterie nicht durch die intakten Hindernisse zu stürmen vermochte. Zu ihrer unmittelbaren Unterstützung war nur eine leichte Batterie zur Hand. Schwere Herzen mußten sie das Feuer einstellen, um nicht den eigenen Leuten zu schaden. So füllte dann die leichte Batterie die Zeit bis zum Abend aus, indem sie Bonnet auf Bonnet mit bestem Erfolge zum Ziele nahm. In der Nacht ging die Infanterie auf 1000 Meter zurück, damit am Morgen die 42er und 30,5 ihre Gräbe hin-



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und
unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.- pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
Wilhelm, Kronprinz
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz
von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst

SD

überfenden konnten. Nach wenigen Schüssen schon sah man im Wert Rauchwolken aufsteigen. Gleich darauf äußerte die Wirkung des Feuers darin, daß die Besatzung des Wertes Hande hoch an der Brustwehr erschien und sich der rasch heranziehenden Infanterie ergab. Zu spät eilten russische Reiter herbei. Die Russen waren bereits in das Werk vorgerückt und wiehen die Stürme blutig ab. Inzwischen war am 2. Juni mittags die Gruppe, die Dunowicki genommen hatte, gegen die Stellung vorgegangen, welche die Russen nördlich von Zrawica besetzt hatten. Namentlich um das Barackenlager und die benachbarten Höhen entwickelte sich ein heftiger Kampf, der mit dem Zurückweichen der Russen endete. Die Verbündeten gelangten am Abend noch bis auf die Höhen nördlich Zrawica und rüsteten sich zum Angriff gegen den Hofan. Als jedoch die ersten Abteilungen vorgingen, fanden sie diese Werke geräumt. Demoralisiert von der Beschließung und den schweren Niederlagen hatten die Russen sich zur Preisgabe von Arzemyel entschließen müssen, ohne den letzten Widerstand in Hofan zu versuchen, trotzdem bekannt war, daß die Feldarmee einen allgemeinen Angriff plante und äußerster Widerstand befohlen war, um das Ergebnis dieser Rettung verheißenden Aktion abzuwarten. Die Truppen zielten nach den Auslagen von Gefangenen die neuerliche Artilleriebeschädigung nicht mehr aus. Der schöne Sieg war tatsächlich vornehmlich der schweren Artillerie zu danken, deren Arbeit die Aufgabe der Infanterie ungemein erleichterte. Bezeichnend ist, daß der Angriff auf die stärkste Front der Gruppe Kneusil an Toten und Verwundeten nicht viel mehr als 500 Mann kostete, während die Russen bei der ersten Belagerung allein vor Dunowicki 4000 Tote liegen ließen, ohne näher als an den Rand der Hindernisse zu kommen.

Kriegs-Allerlei

Ein Schild Haut gesucht. In den „Times“ las man kürzlich folgende Anzeige: „Haut-Gesuch! Ein Offizier wünscht zwölf Quadratfuß Menschenhaut zu erwerben, die dazu dienen soll, seine Wunde zu bedecken, damit er möglichst schnell wieder geheilt zur Front zurückkehren kann.“ Die Anzeige war von einem Majoroffizier aufgegeben worden, der beim Abbruch verunglückt war und der zurzeit in einem Londoner Lazarett liegt. Im Angebotien fehlte es dem Offizier natürlich nicht. Aber sie kamen bemerkenswertere alle von — Damen, die sich als begeisterte Patriotinnen gern erboten, ihre rosigte Haut dem Offizier zur Verfügung zu stellen.

„Nebize.“ So nennt man nach dem wohlklingenden Eier legenden und als besonders neugierig befannten Vogel nicht nur die Zuschauer beim Kartenspiel — die Bezeichnung für diese ungenügseligen Dreizehner kommt bereits in 16. Jahrhundert vor —, sondern auch in der österreichischen Armee hat dieser Name eine bestimmte Bedeutung. Der berühmte Feldmarschall Radetzky hat die scherzhafte Bezeichnung aufgebracht; er nannte seine Edomananzoffiziere so, und sie selbst nannten sich dann auch so „nach dem Vogel, der merkwürdig hin und her fliegt, seinen Weg durch Nöbricht und Moor, durch Sumpf und Gehrripf sucht, und dabei immer heiter und wohlgenut ist, wie auch ein richtiger Edomananzoffizier sein soll.“ Sadlauer, der 1849 im Hauptquartier Radetzky's, als erster Kriegsberichterstatter, den österreichisch-sardinischen Feldzug mitmachte, hatte in einem Bericht für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ diese scherzhafte Bezeichnung erwähnt, und die Herren Edomananzoffiziere waren deshalb dem Schriftsteller sehr böse. Als dies dem Feldmarschall zu Ohren kam, bemerkte er eines Tages sehr laut und deutlich, daß er nichts Verleidendes in Sadlauer's Bericht gefunden: „es sei denn, daß welche von ihnen sich schämen, auch öffentlich als die braven Nebize des alten Radetzky genannt zu werden, und die mögen sich nicht getieren, dies zu sagen.“

Frauen als Kosaken. Wie russische Blätter berichten, sind 12 Frauen als Freiwillige bei den Kosaken eingetreten. Alle tragen kurzgeschchnittene Haare und das Kosakenkostüm sowie die gesamte Ausrüstung eines zur Front abgehenden Soldaten. Was sie von den anderen Kosaken unterscheidet, soll nur ihre Barthaarigkeit, ihre zartere Hautfarbe und ihre — weibliche „Ammi“ sein. Augenscheinlich um das letztere zu betonen, wird hervorgehoben, daß sie in ihrer Kleidung eine etwas größere Sorgfalt an den Tag legen. Sie haben keine Kupferknöpfe und kurze Hosen von besserem Tuch, mit einem Wort, sie sind „schid“. Die jungen Weibchen haben an ihrer Spitze eine Kosaken von einem gewissen Alter. Zu welchen Diensten diese Schär anserleben ist, wird in den Berichten leider nicht erwähnt.

Aus der „Aller Kriegszeitung“.

Deutsche Abfuhr. Aus einem englischen Schützengraben tauchte eines Tages ein Schild auf mit folgender Aufschrift: „Hier wird Brot abgegeben ohne Brotkarte!“ Sofort stieg aus dem deutschen Schützengraben diese Antwort empor: „Hier können Dampfer vorbeifahren, ohne besetzt zu werden.“ Natürlich verlangt das englische Schild, als ob es ein Schiff wäre.

Treue Erinnerungen an solchere Zeiten. Im Schützengraben begegnet die nächtliche Abfuhr den aus dem Schützengraben abtreitenden Mannschaften. Stodunfelleit! Diesmal wird der Schützengraben mit Kavalarierten besetzt, einen dieses unvollständigen Dasein wenig Freude bereitet. Ein Infanterist fragte einen der Mannen: „Du, was seist du denn eigentlich?“ — worauf die folge Antwort erkam: „Verein ehemaliger Kavalleristen.“

Das gefährdete Kupfer. Stammtischvorwärtender: „Hörst, Pepi, die Kriegsmetallhammer sind da; verlost g'schwind bei Rasen!“

Auch ein Verni. In einer Pariser Kaserne, so erzählt der „Cri de Paris“, sind eine Anzahl Männer, die kürzlich zum Hilfsdienst einberufen wurden, sechsen angekommen,

und ein Unteroffizier fragt sie nach ihren besondern Eigenschaften, um festzustellen, wie sie am besten verwendet würden. „Was waren Sie in Ihrem bürgerlichen Beruf?“ — „Ich bin Rechtsanwält.“ — „Gut. — Und Sie?“ — „Berichtschreiber.“ — „Gut. — Und Sie?“ — „Meine Frau ist Tängerin.“

Moderne Verteidigung der Stammtisch-Interessen. Kellnerin: „Bedauer, Herr Kaiser, Ihr Platz ist heutzutage besetzt.“ Stammgast: „Das ist ein Eingriff in meine vitalen Interessen! Sagen Sie dem Menschen, ich werde ihm ein Ultimatum schicken.“

Trost. Frau Schulzen: Du komm id mir doch endlich noch mit meinen Oden dieke tun und sagen, det er in'n Schützengraben is, — wenn doch man bloß in Wesend und for fünf Frochen Angtreb.

Reiche Kost. Ketter trägt nach wie vor wesentlich zur Befähigung der Truppen der Verbündeten bei. Er versorgt sie täglich frisch mit Aufgeschütteten. (Klabradradatsch.)

Rästel-Ecke

Rästel.

I.
Das Erste branden viele Leute Weit lieber, als ein Bein. Das Zweite bringt bald eine Beute, Bald Lust, bald Mergel ein. Das Ganze soll zum Scherz auch heute Siermit getrieben sein.

II.
Wer hat, stark in Gefahr, Voll Mut ein Held verlohrt, Und ward lebendig gar Vom Teufel einjt geholt? —

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rästel in voriger Nummer.

I. Aufbaum — H. Halsches Geld.

Aufgabe.

Bei ein Körper, auf welchen gleichzeitig zwei Kräfte in verschiedenen Richtungen wirken, wobei der Richtung der einen noch der der andern Kraft folgen kann, sondern eine mittlere Richtung einschlagen muß. Der Kraft gelangt genau an dieselbe Stelle des andern Körpers, an welche er gelangt wäre, wenn er zuerst nur von der Kraft der Strömung (von a nach b) und dann nur von der Kraft des Windes (von b nach d) getrieben worden wäre. Er hat also die **Mittellinie** oder **Diagonale** eines Parallelogramms durchlaufen, dessen Seiten die beiden auf ihn wirkenden Kräfte ihrer Stärke wie ihrer Richtung nach vorstellen. Er hat sich also so bewegt, als ob er von einer einzigen Kraft, welche diese Diagonale vorstellt, getrieben wäre. Dieses Gesetz, welches allgemein die Bewegung eines von zwei verschieden gerichteten Kräften bewegten Körpers bestimmt, nennt man das **Gesetz des Parallelogramms der Kräfte**.

Für Damen! Gibt es wirklich ein Mittel zur Erzielung schöner Körperformen, zur Erlangung eines idealen, üppigen festen Busens, ohne die Taillen zu erweitern? Junge Mädchen, junge Frauen und auch Ältere Damen verlangen sofort auflösende Broschüre diskret völlig kostenlos ohne jede Verpflichtung gegen 20 Pf für Porto in verschlossenem Doppelbrief ohne Aufdruck durch Dr. med. H. Seemann, G. m. b. H. in Sommerfeld 288 (Bezirk Frankfurt/Oder). Zahlreiche Anerkennungen von Ärzten und Damen jeden Alters, aller Kreise. Die bekannte Ärztin Frau Dr. von K. in P. wandte infolge wiederholten Stillens die Präparate bei sich selbst an und stellte ein glänzendes Zeugnis nicht nur über die Vergrößerung, sondern auch über die Festigkeit des Busens aus. Beachten Sie genau: Wirkung absolut unschädlich, ohne Erweiterung der Taille.

Kaufe mein Bett. Gallenstein-
Nierenstein-, Grief-, Leber-Leidenden hilft mein Mittel sofort. à gr. Pl. 3,50 M. Keine Operation nötig. Bei Nierensteine Betrag zurück. Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 238 bei Gassen (Reg.-Bez. Frankfurt).
+ Anzeigen +
haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung

Musiknotenmappe mit Notenspult „Susanne“
(Patent Frau Johanna Chaigneau)
Preis in Calico M. 4.-
zu beziehen durch
Preussische Verlagsanstalt, Berlin W 68, Ritterstr. 50.

Karte von Frankreich
Maßstab 1:100000
Bearbeitet von Onésime Reclus
Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine ideale Orientierung der Kämpfe auf dem westlichen Kriegsschauplatz
Preis M. 3.— für 1 Exemplar
Zusendung erfolgt gegen Voreinsendung d. Betrages portofrei
Geographisches Institut Wilhelm Greve
Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei
Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzuspprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mitteländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Alger, im Osten Odesa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht lesbare Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher: Amt Moritz-

platz 1671, 9862, 11084

Fernsprecher: Amt Moritz-

platz 1671, 9862, 11084

Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 u. 152 65.

Als Spezialität empfehlen wir:

	per Ltr.
Französischer Rotwein	1,--
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,85
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,50

— In Korbbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —

Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	0,90
Fronsac Bordeaux	1,--
1910er Château Laroche	1,20
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,--

Mosel-Weine

Obermoseler	0,80
1909er Remicher	1,--
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

exklusive Glas

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensinger	1,--
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Anzeigen

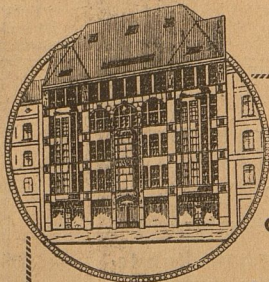
Sungenleidenden,

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

sowie allen, die an Asthma, Bronchialkatarrh, hartnäck. Husten, Verschleimung usw. leiden, hilft mein bewährtes Mittel, 3 gr. Fl. 2 50 M. Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 258, bei Gassen.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegrammaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.